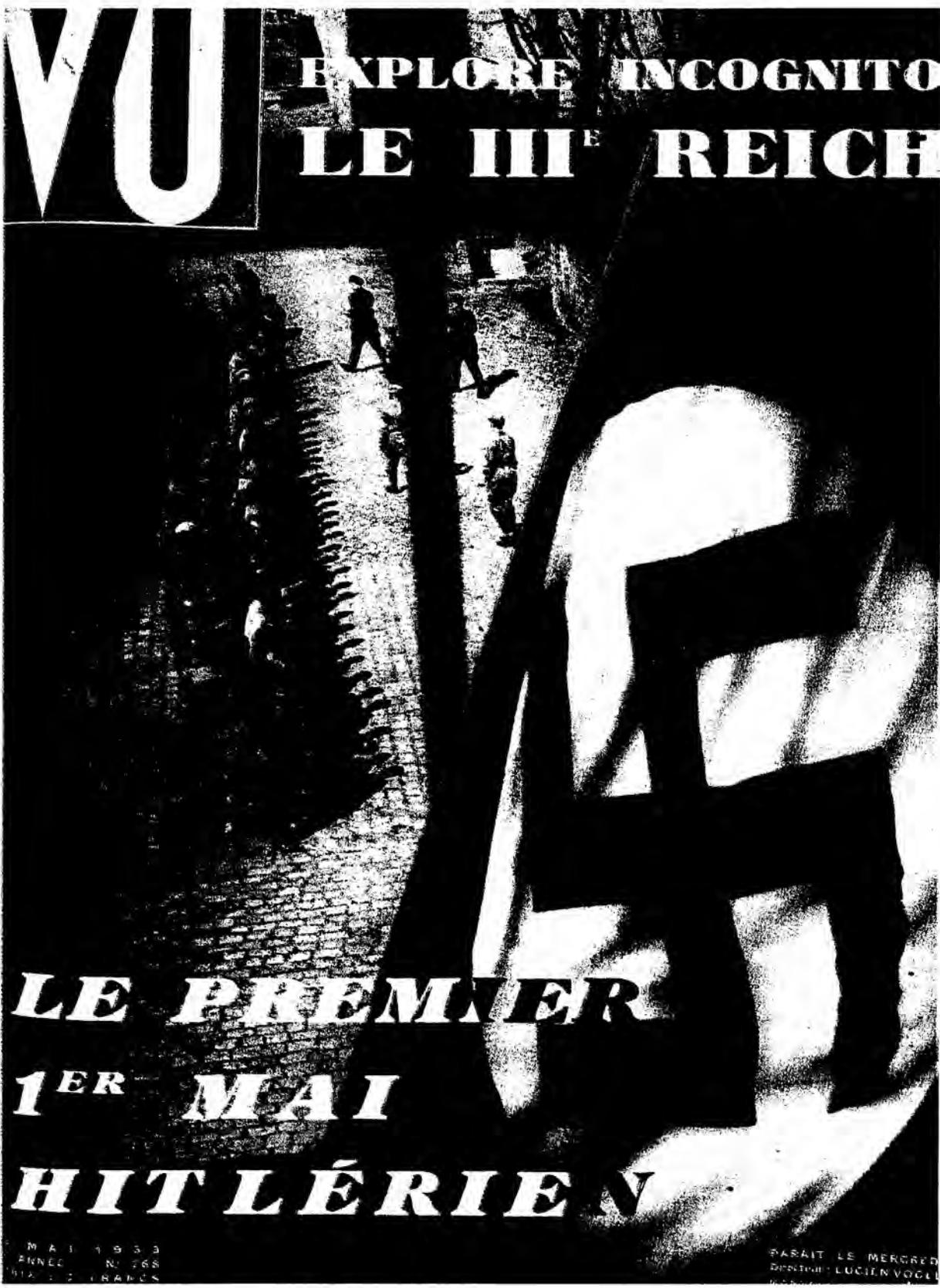


FAZ, 08.05.13
Nr. 106,
S. 14

Ein letzter kläglicher Versuch der Verdrängung

Wäre es denkbar, dass ein Historiker sagt, wer möge, der könne den Nationalsozialismus ja erforschen, aber für die Geschichtsschreibung sei es nicht unbedingt notwendig? In der Soziologie sind solche merkwürdigen Meinungen gerade wieder aufgekommen. *Von Stefan Kühl*



Titelblatt der Zeitschrift „Vu“ vom 3. Mai 1933

Foto Kharbine-Tapaobor/SudioX

In Deutschland hat inzwischen jede wissenschaftliche Disziplin – egal ob Physik, Bevölkerungswissenschaft oder Germanistik – geklärt, welche Rolle sie im Nationalsozialismus gespielt hat und welche Folgen es hatte, dass Wissenschaftler, die sich während des Nationalsozialismus in den Dienst des Regimes gestellt hatten, in der Bundesrepublik Deutschland und häufig auch in der DDR schnell wieder auf entscheidende Schaltstellen in den Universitäten und Forschungsinstituten gelangt sind.

Nachdem auch die deutsche Soziologie seit den achtziger Jahren ihre Verwicklung in groben Zügen aufgearbeitet hat, beginnt überraschenderweise eine erneute Kontroverse über den „Ort des Nationalsozialismus in der Soziologie“. Der zuletzt erreichte Konsens, dass der Nationalsozialismus sich wie alle anderen sozialen Phänomene soziologisch erforschen lässt und auch erforscht werden sollte, wurde von Renate Mayntz, der Doyenne der deutschen Soziologie, auf dem letzten deutschen Soziologentag in Frage gestellt. Mayntz meinte – so jedenfalls die Berichte –, dass die Soziologie sich nicht notwendigerweise mit dem Nationalsozialismus beschäftigen müsse. Wer unbedingt wolle, könne natürlich Themen wie die Machtergreifung der Nationalsozialisten, das Zusammenspiel von Wirtschaft und Politik während der NS-Zeit oder auch den Holocaust behandeln, aber unbedingt notwendig sei dies für die Disziplin nicht.

Es wäre naheliegend, diese These als eine skurrile Außenseiterposition einfach zu ignorieren. Schließlich hatte die Aufarbeitung der Geschichte der Soziologie im Nationalsozialismus zwar nicht unbedingt zu einem Boom der soziologischen Forschung über den Nationalsozialismus geführt, aber immerhin hatte sie dazu beigetragen, dass die Entmutigung der Forschung über den Nationalsozialismus durch die Altvorderen der Disziplin ein Ende hatte. Wenn auf einem Soziologiekongress eine solche auf den ersten Blick absonderliche Position nicht lediglich als biographische Erklärung für das eigene soziologische Schweigen zu jenem Thema, sondern als ernsthaftes normatives Postulat für die Disziplin diskutiert wird, dann hängt das vermutlich nur mit dem Respekt vor dem Lebenswerk einer Wissenschaftlerin zusammen.

In der aktuellen Ausgabe des Fachblattes der deutschen Soziologen wird diese Position von Mayntz – interessanterweise ohne Nennung ihres Namens – jedoch zu einer ernstzunehmenden, ja sogar immer noch dominierenden Richtung innerhalb der Soziologie hochstilisiert. Der Autor des Beitrages, Stefan Deißler, tut so, als ob es noch immer eine ernstzunehmende Richtung gebe, die behauptet,

dass das „Dritte Reich“ eine Ausnahmererscheinung sei, deren soziologische Analyse im Vergleich zur Analyse beispielsweise der Bundesrepublik „lediglich Erkenntnisse von einer sehr begrenzten Reichweite liefere“ und nach der der Nationalsozialismus – und ganz beson-

In einer Disziplin, in der anstandslos akzeptiert wird, dass Fahrstuhlfahrten, Studentenpartys und Schlägereien von Hooligans fruchtbare Forschungsthemen sind, wird bezweifelt, dass sich diese Disziplin mit dem Holocaust auseinandersetzen sollte.

ders der Holocaust – an der „Peripherie des Gesichtsfeldes der Disziplin“ liegen solle.

Man muss sich das klarmachen: In einer Disziplin, in der anstandslos akzeptiert wird, dass Fahrstuhlfahrten, Studentenpartys und Schlägereien von Hooligans fruchtbare Forschungsthemen sind, wird bezweifelt, dass sich diese Disziplin mit dem Holocaust auseinandersetzen sollte. Eine Soziologie, deren Anspruch und damit auch Existenzberechtigung darin besteht, alle Phänomene des Sozialen beschreiben zu können, soll sich jetzt ausgerechnet beim Nationalsozialismus für „nicht zwingend zuständig“ erklären.

Die empfohlene Zurückhaltung der Soziologie bei der Erforschung des Nationalsozialismus und besonders des Holocaust wird mit einer seltsamen Vorstellung von disziplinärer Arbeitsteilung begründet. Die Geschichtswissenschaft sei doch schon lange an dem Thema dran und habe den Ablauf des Holocaust detailliert beschrieben. „Die Zahl der geschichtswissenschaftlichen Arbeiten zum Thema“ – so das Referat der Position in der Fachzeitschrift der deutschen Soziologen – gehe doch „in die Tausende“, und darunter seien doch viele Meilensteine der NS-Forschung gewesen, da brauche man doch als Soziologe keine Arbeit mehr darauf zu verwenden. Und auch die Psychologie liefere doch – so die Erklärung weiter – bereits befriedigende Erklärungen dafür, warum die NS-Täter so bereitwillig getötet hätten, etwa mit Stanley Milgrams Experiment zur Produktion von Gehorsamsbereitschaft und Philip Zimbardos Stanford-Prison-Experiment. Welche Rolle sollte da noch die Soziologie spielen?

Die Geschichtswissenschaft solle sich, so der Vorschlag, mit allem beschäftigen, was in der Vergangenheit liegt, die Sozio-

logie vorrangig mit allem, was in der Gegenwart oder gar in der Zukunft stattfindet. Die Soziologie sollte sich also – so konsequent zu Ende gedacht – für die CDU interessieren, aber nicht unbedingt für die NSDAP. Sie sollte die mit bezahlten Arbeitskräften funktionierenden Industriebetriebe der Bundesrepublik Deutschland erforschen, aber nicht die auf Zwangsarbeit basierenden Betriebe in der Zeit des Nationalsozialismus. Die Personalrekrutierung der öffentlichen Verwaltung in der Bundesrepublik Deutschland sollte ein Thema sein, aber nicht die Rekrutierung für die „kämpfende Verwaltung“ des Reichssicherheitshauptamtes Heinrich Himmlers.

Abgesehen davon, dass die Gegenwart nur Mikrosekunden kurz ist und deshalb kaum Zeit für soziologische Forschungen lässt, kann man sich fragen, wie die Soziologie auf diese Weise jemals ihre zentralen Erkenntnisse hätte produzieren können. Wie hätte Max Weber seine Thesen über die Funktionsweise des Kapitalismus entwickeln können ohne profundes Studium der Ausbildung einer protestantischen Ethik in der frühen Neuzeit? Wie hätte Niklas Luhmann seine Aussagen über die funktionale Differenzierung der modernen Gesellschaft treffen können ohne Vergleich mit den Differenzierungsformen von Stammes- und Schichtungsgesellschaften?

Würde man die vermeintlich noch dominierende Status-quo-Position konsequent zu Ende denken, könnte man die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin umgehend auflösen und die frei wer-

In der deutschen Soziologie wird immer noch der Mythos gepflegt, dass die prominenten Soziologen der Weimarer Republik 1933 zumindest innerlich emigriert seien, die Soziologie als Fachdisziplin ihre Arbeit in der NS-Zeit faktisch eingestellt habe und diese erst nach 1945 unter Mithilfe amerikanischer Wissenschaftler wieder aufgenommen habe.

denden Stellen den Nachbardisziplinen der Pädagogik, Psychologie, Politikwissenschaft oder Geschichtswissenschaft zuschlagen. Schließlich wird jedes Thema der Soziologie auch durch andere Disziplinen untersucht. Für die Funktionsweise von Parteien interessiert sich nicht nur die Soziologie, sondern auch die Poli-

tikwissenschaft. Die soziale Dynamik in Klassenzimmern treibt nicht nur Soziologen um, sondern auch Pädagogen. Die in der Soziologie zurzeit heftig diskutierte Funktionsweise von Finanzmärkten wird auch von der Volkswirtschaftslehre untersucht, und zur Entstehung romantischer Liebe äußern sich nicht nur Soziologen, sondern auch Psychologen.

Hinter der Empfehlung, die vorhandene soziologische Energie nicht mit der Vergangenheit zu verbrauchen, steckt also kein durchdachtes Arbeitsprogramm. Sie scheint vielmehr Ausdruck von etwas zu sein, was Psychologen Verdrängung nennen würden und was man soziologisch als Verschweigen aus Gründen sozialer Rücksichtnahme bezeichnen kann. Dieses Schweigen wurde zunächst durch Wissenschaftler geübt, die den Nationalsozialismus selbst noch als Zeitgenossen erlebt hatten, dann aber auch durch ihre Schülergeneration. Charakteristisch hierfür ist die oft zitierte Haltung Leopold von Wieses auf dem ersten Soziologentag nach dem Krieg, auf dem er den Nationalsozialismus damit abtun wollte, dass dieser wie die „Pest über die Menschen“ gekommen sei, „von außen, unvorbereitet, als heimtückischer Überfall“, und man jetzt endlich wieder zur Tagesordnung übergehen könne – ein Mythos, der immer noch in der Soziologie gepflegt wird.

Die Präferenz für das Schweigen ist biographisch nachvollziehbar – nicht nur bei Vertretern der „Reichssoziologie“, die während der NS-Zeit die Anpassung an das Regime aktiv propagiert hatten und in der Nachkriegszeit nicht an ihre Publikationen zwischen 1933 und 1945 erinnert werden wollten, sondern auch bei vielen jüngeren Soziologen, die von ihnen als ihren Vorgesetzten abhängig waren. Als beispielsweise die Stadtsoziologin Elisabeth Pfeil 1975 starb, erschien in der „Zeitschrift für Soziologie“ ein mehrseitiger Nachruf, in dem über die Zeit Pfeils im Nationalsozialismus lediglich stand, dass sie von „1930 an der Schriftleitung der Zeitschrift Archiv für Bevölkerungswissenschaft“ beteiligt war und „von 1941 bis 1945 Referentin am Institut für Bevölkerungswissenschaft in München“ war. Mit keinem Wort wird ihre Publikation „über die volksbiologische Wiedergeburt der Ostmark“ – gemeint ist das annektierte Österreich – in der Zeitschrift „Volk und Rasse“ erwähnt, mit keinem Wort ihre Lobpreisung für den von den Nationalsozialisten verehrten Begründer der deutschen Rassenhygiene, Alfred Ploetz, und mit keinem Wort die Rolle, die Elisabeth Pfeil bei der Verteidigung der nationalsozialistischen Rassenpolitik auf dem internationalen Bevölkerungskongress 1937 in Paris gespielt hat.

Der nach dem Zweiten Weltkrieg sorgsam gepflegte Mythos, dass nicht nur die

Deutsche Gesellschaft für Soziologie, sondern die deutsche Soziologie insgesamt sich bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten in einem heroischen Akt selbst aufgelöst habe und dann erst nach 1945 die Arbeit wiederaufgenommen habe, hatte sicherlich eine wichtige Funktion bei der Wiederetablierung der Soziologie nach dem Krieg gehabt.

Für einige rückkehrende Emigranten mag es schwer zu ertragen gewesen sein, dass sie in Konferenzen mit „belasteten Kollegen“ zusammensitzen mussten. Aber die deutsche Soziologie wäre alleine mit Emigranten wohl nicht in der gleichen Form wiederaufzubauen gewesen. Ihre Entwicklung unterschied sich dabei nicht grundlegend von der anderer wissenschaftlicher Disziplinen – und man kann ergänzen: auch nicht von Entwicklungen in der Politik, im Recht, in den Massenmedien und in der Wirtschaft.

Insofern war es für die Nachkriegssoziologie wohl funktional, dass die während des Nationalsozialismus veröffentlichten Publikationen von Soziologen häufig erst mal verstaubten und manchmal auch unauffällig verschwanden. Die Soziologen, die im Nationalsozialismus ihre Karriere gemacht hatten, erwähnten ihre Studien nicht mehr, ihre Schüler fragten nicht danach. Auf diese Weise wurde nicht nur der publizierte soziologische Müll der NS-Zeit unter aktiver Mithilfe der Verursacher dieses Mülls stillschweigend entfernt. Es entstand durch die Tabuisierung der Rolle der Soziologie im Nationalsozialismus eine Atmosphäre, in der sich die bundesrepublikanische Soziologie überraschend schnell besonders an die US-amerikanische Soziologie annähern konnte. Erfolgreich wurde ignoriert, dass in der NS-Zeit Soziologen in einem erheblichen Maße empirische Forschungen betrieben hatten, und der Mythos gepflegt, dass die deutsche Soziologie die Methoden der empirischen Sozialforschung und das theoretische Handwerkszeug nach dem Krieg in Rekordzeit von den Amerikanern gelernt hätte.

Diese stillschweigende Übereinkunft hatte jedoch einen hohen Preis – die weitgehende Entmutigung jeder Forschung über den Nationalsozialismus. Der hohe Preis für die Soziologie hängt damit zusammen, dass sich die Prägung durch den Nationalsozialismus hier anders auswirkt als in Disziplinen wie der Biologie, der Physik oder der Altertumskunde, bei denen die Erforschung des Nationalsozialismus nicht in das unmittelbare Forschungsgebiet der Disziplin fällt. Die Herausbildung etwa der modernen Humangenetik in Deutschland kann man sicherlich nur mit Blick auf die weltweit verbreitete, aber im Nationalsozialismus radikalisierte Bewegung der Eugenik und Rassenhygiene verstehen. Die Verwicklung der deutschen Humangenetiker in das nationalsozialistische Vernichtungsprogramm hatte aber keine Auswirkungen auf die Erforschung des Holocaust nach dem Zweiten Weltkrieg. Schließlich hat keiner von den sowohl im Nationalsozialismus als auch in der Bundesrepublik einflussreichen Humangenetikern wie Fritz Lenz oder Otmar Freiherr von Verschuer erwartet, dass sie das Genom eines „typischen Nationalsozialisten“ entschlüsseln.

Dagegen wirkten sich die Kontinuitätslinien in der Soziologie – aber auch in der Geschichtswissenschaft und der Politikwissenschaft – schwerwiegender aus, weil Ordinarien, die ihre Karriere im NS-Staat begonnen hatten, über lange Zeit maßgeblich daran mitwirkten, wie und in welchem Umfang das Thema Nationalsozialismus (nicht) erforscht wurde.

Man muss sich die momentane Debatte in der Soziologie – und die Geschichtswissenschaftler mögen diese Zuspitzung verzeihen – so vorstellen, als ob nicht nur wie geschehen eine ganze Reihe von mit dem NS-Regime eng verbandelten Historikern wie Werner Conze oder Theodor Schieder nach dem Zweiten Weltkrieg zu einflussreichen Wissenschaftlern in der Bundesrepublik Deutschland aufgestiegen wären, und ihre in einem Loyalitätsverhältnis gefangenen Schüler öffentlich keine Fragen über deren wissenschaftliche Beiträge zur NS-Rassenpolitik gestellt hätten.

Sondern es ist überdies so, als würden diese Schüler die Erforschung des Nationalsozialismus danach zu einem eher randständigen Thema ihrer Disziplin erklären; als würde beispielsweise Hans-Ulrich Wehler auf einem Historikertag im 21. Jahrhundert verkünden, dass es natürlich legitim sei, über den Nationalsozialismus zu forschen, er aber der Meinung sei, dass die Forschungen über den Holocaust wegen dessen Monstrosität doch eher der Sozialpsychologie oder gleich der klinischen Psychiatrie überlassen werden sollten. Und in der Verbandszeitschrift würde dann – ohne namentliche Nennung des immer noch einflussreichen Wissenschaftlers – diese Position als ein mit guten Argumenten unterlegter Status quo der historischen NS-Forschung präsentiert.

Ein abstruser Vergleich? Aber was ist der Unterschied zwischen Historikern, die sich für ein historisches Phänomen wie den Holocaust für nicht zuständig erklären würden, und Soziologen, die dafür plädieren, ein offensichtlich soziales Phänomen wie den Holocaust für nicht unbedingt im Fokus der eigenen Disziplin befindlich zu erklären? Die Geschichtswissenschaft hat in den letzten Jahren in einem für die Disziplin schwierigen Klärungsprozess nicht nur die Rolle einiger in der Nachkriegszeit dominierender Historiker in der NS-Zeit herausgearbeitet, sondern auch durch umfangreiche Forschungen gezeigt, wie diese Historiker die Forschung der Nachkriegszeit – nicht zuletzt auch über den Holocaust – geprägt haben. In der Debatte wurde dabei die für die Generation der Schüler unangenehme Frage gestellt, ob es ein „Schweigegelebe der zweiten Generation“ bezüglich des Nationalsozialismus – und ganz besonders bezüglich der Verwicklung ihrer eigenen Lehrer in den Nationalsozialismus – gegeben habe.

In der Soziologie hat es dagegen lediglich einige Detailstudien über die Rolle der eigenen Disziplin im Nationalsozialismus gegeben, aber eine den Historikern vergleichbare Auseinandersetzung mit der Rolle der Generation der Schüler hat nicht stattgefunden. Statt kritischer Nachfragen und Untersuchungen zum Verhalten der Schülergeneration wurden Sammelbände herausgegeben, in denen unter dem Titel „Soziologie als Beruf“ eine ganze Reihe von „Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren in der Nachkriegszeit“ oder unter der Überschrift „Wege zur Soziologie nach 1945“ „autobiographische Notizen“ gesammelt wurden. Zwar wird an vereinzelten Stellen dieser autobiographischen Notizen erwähnt, dass es auch „Wege zur Soziologie vor 1945“ gegeben habe, aber insgesamt werden die vielfältigen Kontinuitätslinien gerade der Lehrer dieser Schülergeneration von der NS-Zeit zur Bundesrepublik Deutschland nicht dargestellt.

So kann in der deutschen Soziologie – die Detailstudien geflissentlich ignorierend – immer noch der Mythos gepflegt werden, dass die prominenten Soziologen der Weimarer Republik 1933 zumindest innerlich emigriert seien, die Soziologie als Fachdisziplin ihre Arbeit in der NS-Zeit faktisch eingestellt habe und diese erst nach 1945 unter tatkräftiger Mithilfe amerikanischer Wissenschaftler wieder aufgenommen habe. Während bei den Historikern einigermaßen plausibel von „schuldigen Vätern, milden Söhnen und strengen Enkeln“ gesprochen wird, hat man bei den Soziologen angesichts der jetzigen Debatte eher den Eindruck, dass die Beschreibung „schuldige Väter, schweigende Söhne (und Töchter) und milde Enkel“ passender ist.

Wer aus der Enkelgeneration hat – um nur ein Beispiel herauszugreifen – darauf gedrungen, dass Erwin K. Scheuch als Vorsitzender des Institut International de Sociologie (IIS) die hochproblematische Geschichte des Instituts aufarbeitet? Wer hat Scheuchs Behauptung eines Neuanfangs der Soziologie 1945 in Frage gestellt und nach der Rolle von Corrado Gini, Scheuchs Vorgänger am IIS, gefragt,

Es scheint Rücksicht auf die Generation der Schüler genommen zu werden, die nicht auf ihr Verhältnis zu ihren Lehrern und ihren Verzicht auf das Stellen heikler Fragen angesprochen werden möchten.

der während des Nationalsozialismus zu den wichtigsten Rassenforschern gehörte und auch nach 1945 das Institut dazu nutzte, die Aktivitäten von Rassenforschern und Eugenikern international zu koordinieren?

Oder wer hat – ein weiteres Beispiel – Karl Martin Bolte nach seinem Verhältnis zu dem von ihm verehrten Kieler Doktorvater Gerhard Mackenroth befragt, der weitgehend problemlos von einer Professur an der Reichsuniversität Straßburg in der Nachkriegszeit als Soziologieprofessor an die Universität Kiel wechseln konnte und der vor und nach 1945 zentrale Elemente der NS-Rassenpolitik verteidigte? Wer – außer dem soziologiehistorischen Einmannunternehmer Carsten Klingemann – hat die Frage nach Boltes Verhältnis zu Reinhard Höhn gestellt, einem der führenden Staatsrechtler des NS-Regimes und Abteilungsleiter im Reichssicherheitshauptamt und nach dem Krieg Leiter der Bad Harzburger Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft, in der Bolte regelmäßig als Referent auftrat?

Und wer hat – diese Frage richte ich auch an mich als jemanden aus der Urenkelgeneration, der an Boltes Institut gearbeitet hat – ihn je gefragt, ob er bei den vielen Aufenthalten in Bad Harzburg Höhn einmal wegen dessen Rolle bei der Selbstaflösung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1934 und der Entmachtung von Ferdinand Tönnies als deren Vorsitzenden zur Rede gestellt hat? Es mag solche Anfragen gegeben haben, die Antworten – wenn es denn welche gegeben hat – sind privat geblieben.

Die momentane Debatte in der Soziologie über den Ort des Nationalsozialismus ist charakteristisch für die Probleme der Zeitgeschichte – also für die geschichtswissenschaftliche Forschung, die noch auf lebende Personen Rücksicht nehmen muss. Mittlerweile ist zwar keine Rücksicht auf die Generation derjenigen mehr erforderlich, die im Nationalsozialismus ihre Karriere als Soziologen begonnen haben, weil diese allesamt gestorben sind. Aber an deren Stelle scheint die Rücksicht auf die Generation der Schüler getreten zu sein, die nicht auf ihr Verhältnis zu ihren Lehrern und den Verzicht auf das Stellen heikler Fragen angesprochen werden möchten.

Es liegt eine Art sekundärer Verdrängungsmechanismus vor, mit dem die Schwierigkeiten der zeithistorischen Aufarbeitung nur verschoben werden. Erst die Aufkündigung des abgeleiteten Schweigepaktes – in nicht mehr der Vätergeneration, sondern der Schülergeneration geschuldeter Rücksicht – wird die unumschränkte soziologische Beschäftigung mit den Themen Nationalsozialismus und Holocaust ermöglichen. Diese Beschäftigung wird dann nicht mehr eine Frage des „Ob“, sondern nur noch eine des „Wie“ sein.

Stefan Kühl lehrt Soziologie an der Universität Bielefeld. Eine noch ausführlichere Fassung des Beitrages mit Literaturverweisen kann von seiner Webseite http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Stefan_Kuehl/ heruntergeladen werden.